Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 51

Artikel: Tages Arbeit

Autor: Birnstiel, J.G.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646793

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 51 — XI. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 24. Dezember 1921

Die Weihnachtsbäume.

Von G. Falke.

Nun kommen die vielen Weihnachtsbäume
Aus dem Wald in die Stadt hinein.
Träumen sie ihre Waldesträume
Weiter beim Laternenschein?

Könnten sie sprechen? Die holden Geschichten
Von der Waldfrau, die Märchen webt,
Was wir uns alles erst erdichten,
Sie haben das alles wirklich erlebt.

Da stehn sie nun an den Straßen und schauen
Wunderlich und fremd darein,
Als ob sie der Zukunft nicht recht trauen;
Es muß da was im Werke sein.

Aber wenn sie dann in den Stuben
Im Schmuck der hellen Kerzen stehn,
Und den kleinen Mädchen und Buben
In die glänzenden Augen sehn,

Dann ist ihnen auf einmal, als hätte
Ihnen das alles schon mal geträumt,
Als sie noch im Wurzelbette
Den stillen Weg gesäumt.

Dann stehen sie da, so still und selig,
Als wäre ihr heimlichstes Wünschen erfüllt,
Als hätte sich ihnen doch allmählich
Ihres Lebens Sinn enthüllt;

Als wären sie für Konfekt und Lichter
Vorherbestimmt, und es müßte so sein.
Und ihre spitzen Nadelgesichter
Blicken ganz verklärt darein.

Tages Arbeit.

Appenzeller-Erinnerungen von J. G. Birnstiel.

Als ich eines Tages in meiner Studierstube über der werdenden Predigt saß, kletterte auf dem Giebel des Pfarrhauses der Dachdecker herum. Mein Fenster nach der Straßenseite stand offen. Auf einmal wurde ich aufmerksam auf ein beginnendes Zwiegespräch zwischen dem Mann auf dem Dach und einem andern unten auf der Straße. „Du — rief der Dachdecker, — wenn i no e mol uf d'Welt chäm, so wött i en Pfarrer geh!“... „Worum?“ schreit der andere von unten herauf. „Weischt, d'Pfärrer hend s'schönscht Lebe. Sechs Täg hend's Fyrtig, ond am Sonntig schaffet's blos e Stond!“

Später habe ich erfahren, daß diese Meinung nicht nur in Dachdecker- und Bauernköpfen spukt. O, sie geht bei sehr vielen um, auch bei Leuten, von denen man's nicht glauben sollte. Sogar unter denen, die sich zu den Gebildeten rechnen — was in diesem Fall freilich eine Unverschämtheit ist — gibt es Leute, die den Kopfarbeiter, zumal den, der ein ideales Amt hat, nicht in die Reihen derer zu stellen vermögen, die das tun, was man so zünftiger Weise „schaffen“ nennt. Schulhalten oder daheim sich für die Schule abrackern über Bergen von Heften, Predigten studieren oder in Hinsicht auf berufliches Vorwärtskommen Bücher lesen, Kinder lehren, Kranke besuchen, Audienzen erteilen und stundenlang dabei sein, wenn Bekümmerte oder Ratsuchende ihr Herz ausschütten, Schulen visitieren, Sitzungen leiten, Protokolle führen, Briefe schreiben, Armenpflege besorgen usw. — das kostet wohl Zeit und ein wenig Müh, doch — Arbeit im Vollsinn des Wortes? Nein — als das läßt man's nicht gelten!

Als ich im spätern Leben, zumal als Stadtpfarrer Zeiten hatte, wo ich im Uebermaß von Arbeit selten eine friedliche Abendruhe, recht oft gar keinen Sonntag, und in alle Dinge zu wenig Anteil am Familienleben hatte, da lachte ich über den Dachdecker, so wie etwa ein schnee-

schaufelnder Straßenknecht lacht, wenn Kinderhändchen mit Schneeballen nach ihm werfen. Damals aber, als ich noch im Lenz des Lebens stand und die kleinste Gemeinde des Kantons zu pastorieren hatte, da wurde ich ernstlich böse über jenes Wort, eben darum wohl, weil ich mich betroffen fühlte. Ich war frisch verheiratet, und die Art, wie sich an der Seite der Getreuen, die mit mir durchs Dasein zu wandern bereit war, anfänglich mein Pfarrleben gestaltete, war eher einer sonnenbeschienenen Landschaft, als einem stürmischen Meere zu vergleichen. Mein schalkhafter Amtsbruder von Peterzell, einmal von einem Dritten nach meinem Tun und Treiben befragt, hat sich den Scherz erlaubt, mit Achselzucken zu sagen: „Was er treibt? — Hm — So oft man seine Stube betritt, sieht man ihm am Klavier und hört ihn singen: „Ich habe den Frühling gesehen!"

War es nun auch in Wirklichkeit nicht so und hat die Arbeit auch in den Paradieswochen unseres häuslichen Lebens im Tages- und Wochenprogramm ein, sagen wir anständiges Plätzlein beansprucht, ein Idyll war unser Leben eine Zeitlang doch, besonders in den Zeiten, da noch keine Windeln um den großen, blauen Stubenofen hingen und der durch den Schnee stapfende Nachtwächter noch am Haus vorbei patrouillieren konnte, ohne — was später wirklich einmal vorgekommen ist — mit dem Stecken an den Schindelschirm klopfen und ans Haus heraufrufen zu müssen: „Herr Pfarrer! — ghöret er nütz? — euers Chend loht Schrää!"

Sagt man, daß ein Pfarrer seinen Beruf verfehlt habe, wenn er nicht, selbst im kleinsten Wirkungskreise sich Arbeit mache, wo solche nicht grad sichtlich auf ihn warte und dränge, dann klage ich mich an, daß ich in meiner Erstlingszeit nicht auf der Höhe des Berufseifers war. Im Sommer stieg ich oft in den Bergen herum, und im Winter trieb ich neben der Berufsarbeit auch Allotria im Dienst von Vereinen, deren Mitglieder es liebten, daß der Pfarrer vor Singabenden und dramatischen Aufführungen tat, was andere nicht tun konnten oder wollten. Ich war der Meinung, es gebe über Büchern oder in der Betreibung von Amtsgeschäften auch ein Zuviel, und weil mein Wochenplan immer noch leere Rubriken aufwies, so kaufte ich mir eines schönen Tages Säge und Axt, mit denen ich hinter dem Tor meines Holzschopfes verschwand, um abseits von den Blicken neugieriger Menschen mir die nötige Routine zu erwerben.

Die erste Anleitung gab mir ein zur Wiederherstellung seiner schwer angegriffenen Gesundheit in seiner Bergheimat weilender Alters- und einstiger Schulgenosse. Noch seh ich ihn, wie er bleichen Angesichts, den Hals in ein weißes Tuch gebunden, neben mir am Sägbock stand und lächelnd zusah, wie meine Linke, mit der ich ungebührlicherweise alles vollführte, am Instrumente herumhantierte, während die noch viel dümmere Rechte nicht verstand, was die Linke tat. Der Arme! An der Südküste von England hatte er, der Landessprache noch kaum mächtig, mit heißem Eifer Buben im Deutschen unterrichtet, bis die Ueberanstrengung ihn auf Jahre ausschied und abseits zu denen stellte, die verzichtend auf den Gebrauch junger Kräfte, warten müssen — warten, warten mit Schmerzen. Die Schaff- und „Werchleute" im Dorf, die vor lauter Schaffen das Verständnis für den jungen Mann verloren hatten, der fürs Leben gern hätte wirken mögen, es aber doch nicht konnte, schauten ihn halb verächtlich von der Seite an. Er aber, den die Arbeit des Lehrens in England drüben beinah das Leben gekostet, stand unverdrossen als Lehrer an meiner Seite — mit wieviel Liebe und Geduld! Fast vier Jahrzehnte später ist er als ein um die Schule hochverdienter Mann in St. Gallen gestorben. Als ich mit Wehmut las, was er für Generationen dankbarer Schüler getan, da legte ich auf die Wagschale seiner Verdienste bewegten Herzens auch das Zeugnis: „Und dann hat er erst noch in kummerschweren, kranken Tagen, selber des Arbeitens unfähig, einen andern ein Handwerk gelehrt! Bruder, auch das zählt mit; es soll dir unvergessen sein!"

Die Nachbarn und die vorbeiwandernden Bauern hörten das Schnarren und Singen des blitzenden Sägeblattes und die dumpfen Axtschläge, die hinterm geschlossenen Tor auf die buchenen und tannenen Klötze fielen. Aber bei aller Ehrung der Händearbeit schüttelten sie die Köpfe zur Geheimtuerei ihres Seelsorgers, der tat als ob ein Holzschopf eine Falschmünzerwerkstatt wäre. Hatte doch der frühere Pfarrherr, der weiter vorne geschilderte Bauer, sein Licht auch nicht unter den Scheffel gestellt und nicht nur mit Axt und Säge, sondern wenn Mangel an Arbeitsleuten auf Feld und Wiese sich fühlbar machte, auch mit Heugabel und Sense mitten unter seinen Pfarrkindern herumhantiert.

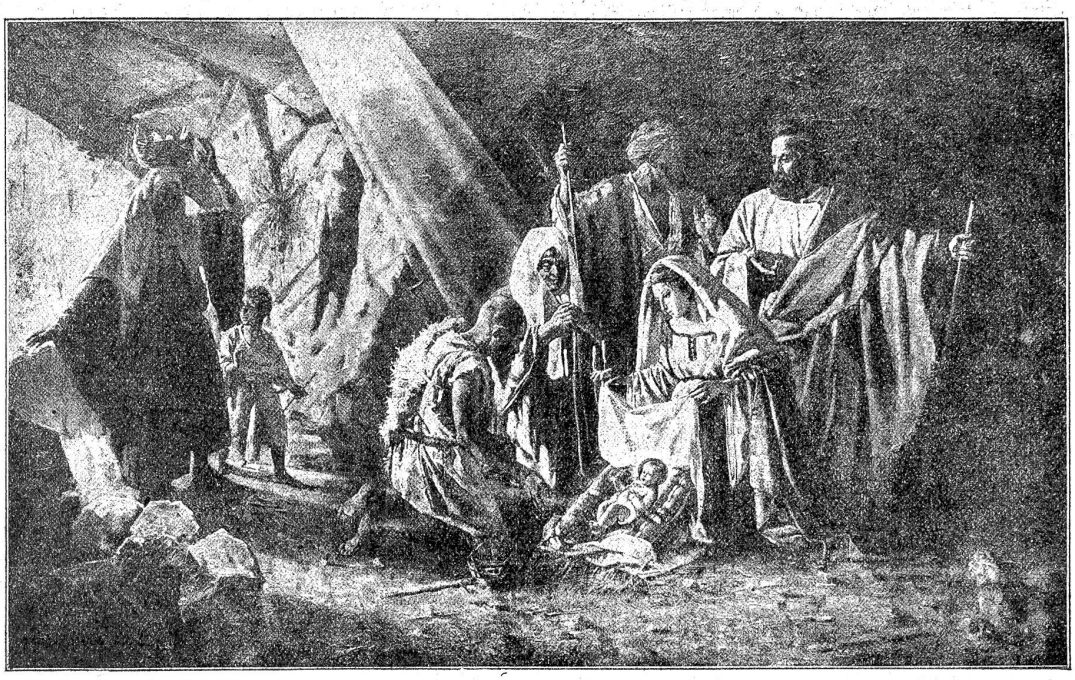
Nach einem strengen, mir selbst auferlegten Scheit- und Sägenoviziat von mehreren Monaten öffnete ich eines Tages das große, nach der Straße liegende Tor. Ich tat es in der Meinung, nun so weit zu sein, daß ich auch vor dem Kennerauge wohl bestehen könne. Wieviel die Bäuerlein die mit halbzugekniffenen Augen, das Pfeiflein im Mundwinkel, und allerlei Worte über Wind und Wetter auf den Lippen, von meiner Künstlerschaft hielten, hat mir ein Aufrichtiger nach Jahr und Tag einmal ganz in Freundschaft anvertraut. „Jeeses — Jeeses!"... so habe beim Heuen ein Knecht fast weinerlich zu seinem Nebenmann gesagt, als die Sensen durchs reife Gras rauschten und ein Weilchen von mir die Rede gewesen war, „sövel Johr g'studiert, ond de Vater sövel Geld koscht, ond nöd emol chönne schnie!"...

Daß man mich aber ermuntern wollte, trotz all meiner Unzulänglichkeit den Mut nicht zu verlieren, das habe ich ein paar Jahre später in gar lieblicher Weise erfahren. Saßen da eines Sonntags zwei Herren aus dem Thurgau unter meinen Hörern und spitzten ihre Ohren als Leute, die meine Predigt daraufhin untersuchten, ob sie sich auch in ihrer Gemeinde dürfte hören lassen. Nach beendigtem Gottesdienst sprachen sie bei mir vor, ermunterten mich, für die Wahl in ihrer Gemeinde zu kandidieren und gaben mir Bedenkzeit auf zwei Tage. Tags darauf stand der Kirchenpräsident meiner eigenen Gemeinde, seines Zeichens Bäcker und Schenkwirt, in Begleitung von zwei Kollegen in meiner Stube und ersuchte mich, der an mich ergangenen Lockung nicht zu folgen. „Wösset'r — so bemerkte er mit Kummerfalten auf der Stirn — es git amel au Chöschte, bis me wieder en Neue het!"... Ich dachte daran, mit welcher Geduld das Gemeindlein unter dem Hamm seiner Zeit auf mich gewartet hatte, bis ich durchs Feuer des Examens hindurch war und versprach zu bleiben, bemerkte aber, daß mich

nach Jahren doch einmal die Lust ankommen könnte, zum Wanderstab zu greifen.

„Worum?“ fragte das Kirchenoberhaupt. Und ich gab zur Antwort: „Weil ich glaube, die Kraft zur Verrichtung von noch mehr Arbeit in mir zu spüren.“ Die Kirchenhäupter hörten es schweigend und verschwanden.

Am folgenden Tag, es war mitten im Winter, da der Brunnstock seine weiße Pelzkappe trug und die Holzstäbe des Gartenhages nur mit erfrorenen, silberglänzenden Köpfchen über eine fast meterhohe Schneedecke lugten, hielt ein von zwei Ochsen gezogener, mächtiger Schlitten vor meinem Haus. Der Fuhrknecht winkte mich mit der Geißel heraus und überreichte mir feierlich einen großen Brief, darin ungefähr folgendes geschrieben war:



Die Geburt Christi. Nach einem Gemälde von G. Bagioli.
(Das Original befindet sich in der Christus-Gedächtniskirche zu Bethlehem.)

Hallelujah! Denn uns ist heut'
Ein göttlich Kind geboren.
Von ihm kommt unsre Seligkeit,
Wir wären sonst verloren;
Am Himmel hätten wir nicht teil,
Wenn nicht zu unser aller Heil
Dies Kind geboren wäre.
Liebster Heiland Jesu Christ,
Der du unser Bruder bist,
Dir sei Lob, Preis und Ehre! Altkirchlich.

„Herr Pfarrer! Wir danken Ihnen für den Entschluß, bei uns zu bleiben. Sie haben von zu wenig Arbeit gesprochen. Hier schenkt Ihnen der Kirchenvorstand zwei Klafter „Buchiholz“, mit der höflichen Einladung, Sie möchten dasselbe eigenhändig „verwerchen“.“

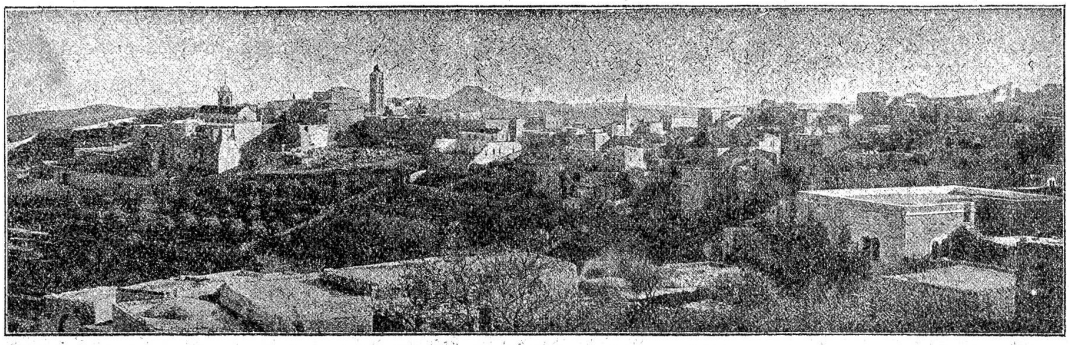
Ich tat was ich konnte, und brachte ich's auch im Dienst von Axt und Säge nie so weit, daß hinter den Stockzähnen derer, die zuschauend an meinem Schopftor standen, das Lächeln des Erbarmens und der Ueberlegenheit verschwand, — ich tat's. Und ich habe es nie bereut. So wenig als der Apostel Paulus, mit dem mich zu vergleichen mir übrigens unendlich ferne liegt, es bereut haben mag, daß er nicht nur gepredigt, sondern auch Zelttuch und Teppiche gewoben hat. Daß mir über dem Harzgeruch des Holzes, dem Stieben des Sägmehls, dem Singen des Sägblattes und dem Krachen wuchtiger Streiche, die auf den Totz niederfielen, auch etwa ein handfester Gedanke kam, der in dumpfer Studierstubenluft nicht halb so gesunde Gestalt gewonnen hätte, das sei zur Ehre meiner Arbeit auch gesagt.

Weil ich aber von Berufswegen nicht Holzscheiter, sondern Pfarrer war, so ist natürlich meine vornehmste Pflicht nicht das Scheiten und das Sägen, sondern das Predigtstudieren gewesen. Daß es da mitunter zu einem recht sauren Sichabmühen und Ringen kam, und daß das, was dabei als Resultat abfiel, nicht so rasch wuchs wie der Schytliberg, der neben dem Totz gleich dem Turm zu Babel in die Höhe und Breite wuchs, das werde ich später noch zu erzählen haben. Einstweilen sei nur bemerkt, daß mir das Näher- und Näherkommen des Sonntags nicht in gleichem Maße Wonne war, wie andern Menschenkindern, und daß ich im Moment, wo ich von der Hand- zur Geistesarbeit überging, nicht so gestimmt war, als hätte ich, wie Leberecht Hühnchen, einen Indianertanz aufführen und ausrufen mögen: „Heya! — jetzt kommt der leichtere Teil!“

Kam aber erst der Samstag, dieser Bringer unaussprechlichen Frohgefühls für alle Ruhebedürftigen, dieser freundliche Befreier, der „zum Sonntig seit: Jetz hani alli schlofe gleit. Sie sin vom Schaffe her und hi, gar schüli müed und schlöfrig gsi...“ dann kam mir stets das Schwerste für Kopf und Herz. Ich gehörte leider zu denen, die nicht leicht in den Kopf hineinbringen, was ihre Feder aufs Papier geworfen hat, und ein bißchen Kanzelfurcht kam unfehlbar bei mir zu Gast, wenn andere in den letzten Stunden der Woche vor den Häusern saßen, ihr Pfeifchen rauchten, ihren Strumpf strickten oder den Springbrunnen ihrer Mitteilungskunst, drunten neben den rauschenden Brunnenröhren, haushoch steigen ließen.

Für mich war auch der junge Sonntag in heiliger Morgenfrühe nicht von der Art, wie es mein Herz- und Hausfreund Peter Hebel so wunderschön besingt:

„Und lisli uf de Zeche goht
Und heiter uf de Berge stoht
Der Sunntig, und s'schloft alles no;
Es sieht und hört-en niemes goh.
Er chunt ins Dorf mit stillem Tritt
Und winkt im Guhl: ‚Verrot mi nit‘!“



Panorama von Bethlehem.

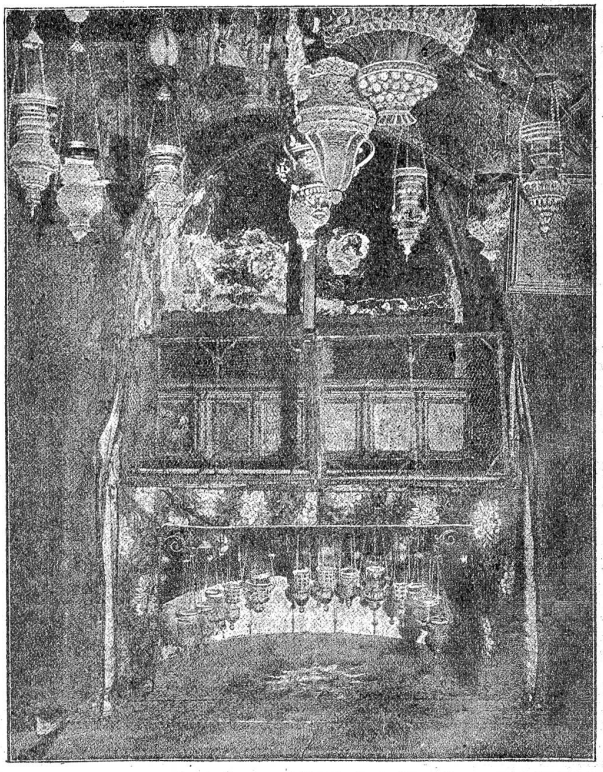
Ich schlief nicht. Schon morgens um vier Uhr war ich, ob Sommer oder Winter, in jeder Sonntagsfrühe auf. Und nicht auf leisen „Zeechen", sondern ziemlich vernehmlich ging ich im Studierzimmer auf und ab, und ab und auf, gleich einer Litanei die Predigt murmelnd, die ein paar Stunden später als Gottesbrünnlein von der Kanzel springen und dürstenden Herzen Labung spenden sollte. Das war Arbeit, währschafte Arbeit, und ich bin überzeugt, daß ich mindestens so schwer daran getan habe wie der Dachdecker, der einst hoch über meinem Haupte saß und mich und alle geistlichen Herren talauf und -ab beneidet hat.

War denn mein Dasein auch nicht wie jenes Märchengärtchen „Ohnesorg", so durfte ich mir aber doch nichts darauf zugute tun. Ich lebte inmitten eines Völkleins, das zwar von Gott viel Singlust und Frohmut als Angebinde bekommen hatte. Im Dienste dieser fröhlichen Volksseele aber standen Hände, denen man von weitem ansah, wie wenig Spaß sie verstanden, wo es anzugreifen galt. Streckten sich beim Abendmahl die harten und rissigen, knochigen und krummen Finger an zerarbeiteten, schwieligen Händen nach dem gesegneten Brote, dann kam einen eine wahre Ehrfurcht vor dem großen Inhalte der vielerlei Menschenleben an, die weder die irdische, noch die himmlische Speise haben wollten, es sei denn, sie hätten zuvor ihre schwere Pflicht getan.

Diesen Getreuen auf dem Boden der Arbeit fehlte es aber auch nicht an wackeren Führern. Im hinteren Teil des Dorfes lebte ein ausgedienter Gemeindehauptmann, dem, wenn er auch niemals ein Soldatenführer gewesen ist, das alte Lied hätte gelten können: „Der Hauptmann, er lebe, er geht uns kühn voran." Die Woche über racherte er sich als Bauer ab und machte sich nichts draus, daß er schon im siebten Jahrzehnt seines Lebens stand. Am Sonntag und nach Feierabend besorgte er erst noch die Geschäfte für die Filiale einer Appenzeller Bank. In seiner Visitenstube stand ein Geldschrank, dessen Bücher und Fächer von einem jährlichen Umsatz von einigen hunderttausend Franken erzählten. Und der Mann, der den Tag über Wiesen düngte, den Stall ausmistete, Futter aufschüttete, Wagenräder schmierte, Sensen dengelte, Kühe und Geißen melkte, am Abend Audienzen erteilte, Geld einnahm und ausgab, Zinsen einschrieb, Korrespondenzen erledigte, hockte am Samstag abend, wenn die Glocken dem Tal das Kommen des Sonntags ansagten, mit seinem Fräuli, das im Sonntagsstaat eine sehr stattliche Frau war, auf der Bsetzi vor dem Haus und stach Gras und Moos zwischen den Steinen heraus. Nur die mächtige, auf einem Gestell ruhende und den fast herrschaftlichen Garten spiegelnde Quecksilberkugel erinnerte zu solcher Stunde daran, daß diese Leutchen eigentlich gar nicht so im Staube kriechen und eigenständig dem Unkraut den Krieg bis aufs Messer erklären müßten. Doch sie taten's nicht anders. In jungen Jahren haben sie „unten durchgemußt" und seither heimelte es sie an, hie und da zu tun, als wären sie noch drunten, oder sich einzubilden, es könnten Zeiten kommen, wo sie vom Sessel steigen und wieder am Boden beginnen müßten. Längstens sind sie tot. So oft ich ihrer gedenke, kommt mich Ehrfurcht an und im Geiste ziehe ich den Hut vor ihnen, denn ihre Arbeit war ein Stück von ihrer Religion.

Doch nicht nur ihnen erweise ich Referenz, sondern allen kleinen und großen Arbeitsmenschen, die im Dörflein und oben am Berg, in der Fabrik und in der „Bläächi" (Bleicherei), im Sticklokal und am Spulrad sich mühten um Lohn, und doch nicht Lohnsklaven waren, weil sie Freudigkeit und Liebe mit der Arbeit mengten.

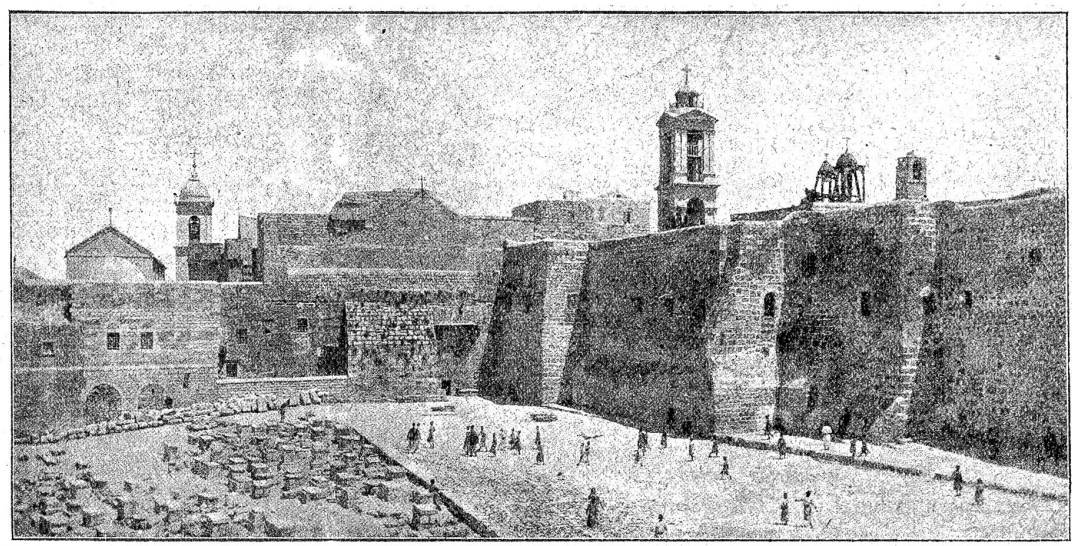
Einer der ersten Kranken, an denen ich mein Amt als Seelsorger übte, war ein alter Kleinbauer, ziemlich weit ob dem Dorf. Ihn quälte die Gicht, aber nie hörte man ein



Die Geburtsstätte in Bethlehem.

Klagewort über seinen Schmerz. Nur das war sein steter Jammer, daß er nicht mehr schaffen könne und darum ein

wie er meinte, zweckloses Leben führe. Ich las damals viel in Pastor Funkes Büchern und tröstete ihn mit einem Gedanken, den ich dort in prächtiger Ausführung irgendwo gefunden hatte: Ein Mensch, der leidend nicht mehr arbeitet, hat seinen Beruf nicht verloren, nur gewechselt. Krank sein und seine Last tragen, tapfer sein, den inwendigen Menschen veredeln und andere durch das eigene Beispiel erbauen und stärken, ist des Menschen höchster Beruf. Wohl dem, der ihn übt in Treue. Es geht um innern und ewigen Gewinn.



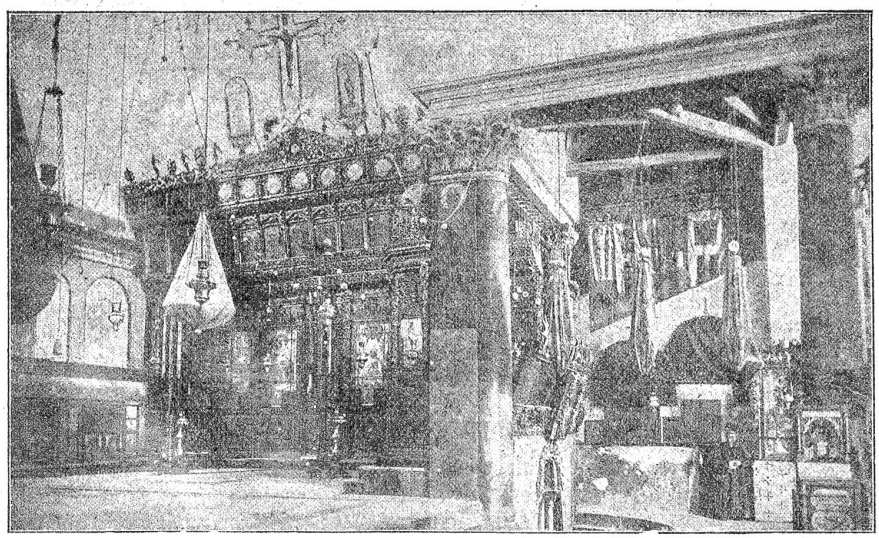
Aeußeres der Marien- oder Geburtskirche in Bethlehem.

„Scho recht... scho recht, Herr Pfarrer!" sagte der Kranke, nachdem ich ihm solches so gut als möglich zu Gemüte geführt, „aber gschaffet ischt das halt nüd!"... Der Mann hatte in guten Jahren hundertemal Zentnerlasten vom Tal bergan getragen und jedesmal mag ihm beim Ablegen einer ans Ziel gebrachten Bürde ein Gefühl freudiger Genugtuung durch die Seele gegangen sein: „Das hast du brav gemacht, Uli — jetz soll dir einer kommen!" Der Respekt vor der eigenen Tat war ein Stück von Ulis Erdenglück gewesen. Wer konnte ihm zürnen, wenn er nicht von heut auf morgen in die Tiefen der Wahrheit eindrang: „Es gibt ein Tatlossein, das soviel ist wie die größte Tat." Später schien mir, als hätte er diesen Satz verstanden. Gesagt hat er nichts. Aber weiter getragen hat er in frommem Stillesein. Als ich an seinem Totenbett stand und seiner Geduld gedachte, sagte ich mir im stillen: „Das hast du brav gemacht, Uli! Respekt vor deiner Last!"

So lernte ich unter kleinen Leuten groß denken von ehrlicher Arbeit, und weil es mit dem Denken allein nicht gemacht ist, habe ich mich ganz sachte daran gewöhnt, am Karren, an den das Leben mich gespannt, ordentlich mitzuziehen.

Ich mußte übrigens, ob ich wollte oder nicht, denn seit dem Tag meiner Hochzeit zog mit mir an der Deichsel des gleichen Wagens ein treuer „Gspane", der immer fest im Geschirr war und der nicht nur das Gespann, sondern auch mich mitriß mit seinem Eifer.

Nun bin ich ein alter Geselle, dem nach vieltausendmaliger Tagesarbeit das Leben vorkommt wie ein einziger kurzer Arbeitstag. Hochmütig macht mich der Rückblick nicht. Vor allem vermisse ich in meinem Leben die Harmonie des Könnens und des Wollens. Und da muß ich doch dem alten Briefträger, der damals täglich mit einem Rosmarinstengel im Mund durch mein Appenzellerdorf ging, recht geben. Er hatte ja gewiß seine Schwächen. Zum Beispiel: Er las alle Postkarten und teilte einem den Inhalt mit, bevor er das Schriftstück aus den Händen gab; er stand lange an den Haustüren und mischte sich in allerhand Dinge, die ihn nichts angingen. Aber ein kleiner Philosoph war er halt doch und hat hie und da einmal einen Spruch gemacht, den man behalten durfte. Mich ließ er oft fühlen, daß ich ihm als Seelsorger viel zu jung sei und in väterlichem Wohlwollen hat er aus dem Schatz seiner Lebensweisheit hie und da für mich ein Bröcklein fallen lassen.



Inneres der Marien- oder Geburtskirche in Bethlehem.

Einmal betraf er mich über der Arbeit, bei der ich vielleicht etwas wichtiger getan haben mag als nötig war. Da sagte er zu mir, nach einem kleinen Präludium über sein Bauern- und Briefträgerleben: „Ach min Gott, Herr Pfarrer! 's ist nöd wither mit üserem Schaffe! Es wird Eu au emol goh wie mir. Woni jung gsi bi, het i viel chönne, aber i ha nöd wölle. Jetz bin i alt und wött no viel — aber i cha nümme!"

Benissime — alter Knabe! Je mehr

Das Feld der Hirten mit Bethlehem im Hintergrunde.

ich sinne über meine damaligen Arbeitstage und über meine jetzige Tagesarbeit, desto eifriger muß ich dir zustimmen und sagen: „Gut gesprochen! — für einen bäuerlichen Briefträger mehr als gut gesprochen!"

Die heiligen Stätten zu Bethlehem.

(Zu den vorstehenden Bildern.)

Neben Jerusalem, der Stadt mit dem „Heiligen Grabe", ist wohl keine Stadt der Erde der Christenwelt so teuer wie Bethlehem, soll doch hier der Heiland der Welt geboren sein, nach der selbst von der Geschichtsforschung nicht widerlegten uralten Ueberlieferung. Freilich stellt man sich für gewöhnlich das Bethlehem der Evangelisten anders vor, als es in Wirklichkeit ausgesehen haben mag und als es heute aussieht. An unseren falschen Vorstellungen sind nicht zum mindesten die Künstler aller Zeiten schuld, die in tausend Variationen, jeder nach seiner Eingebung und Phantasie, das Weihnachtswunder gemalt haben: den Stall und die Krippe und die Heilige Familie, die Anbetung der Hirten und der drei Könige aus dem Morgenlande.

Zur Zeit Christi war Bethlehem ein kleines unscheinbares Nestchen. Heute ist es schon eine recht ansehnliche Ortschaft: ein Landstädtchen von ca. 7000 Einwohnern, auf zwei Hügeln malerisch gelegen, mit Kirchen und Kapellen und Bazars und breiten Straßen und Plätzen. Im Gegensatz zu Jerusalem, wo der Islam dominiert, ist Bethlehem eine christliche Stadt. Der Großteil seiner Bewohner sind griechische, armenische und lateinische Christen; sie nähren sich von Oliven- und Weinbau und besonders vom Handel mit Rosenkränzen und Kruzifixen. Denn Bethlehem ist eine Pilgerstadt; Tausende von Christen aus allen Gegenden strömen alljährlich nach den heiligen Stätten. Ueber der Stelle, wo nach der Tradition der Heiland geboren ward (eine Grotte), steht ein festungsartiges Klostergebäude mit einer großen Kirche von der Form eines Kreuzes (siehe Abbildg. S. 615). Es ist die uralte Geburtskirche, der heil. Maria zur Krippe gewidmet, angeblich schon 330 auf Befehl der Kaiserin Helena erbaut. Unter dem Hochaltar befindet sich die heilige Grotte; sie ist stets durch 32 Lampen erhellt. Ihre Wände sind mit geglättetem braunem Marmor überkleidet; die Stätte, wo Christus geboren und in die Krippe gelegt worden sein soll, ist mit einem, in den Marmor eingelassenen silbernen Stern bezeichnet (siehe Abbildg. S. 614). In einer Nische stehen eine marmorene Krippe und ein Altar zur Bezeichnung des Ortes, wo die Weisen das Jesuskind anbeteten. Nicht weit von der Marienkirche wird die Milchhöhle gezeigt, in welcher sich Maria vor der Flucht verborgen gehalten haben soll. Südlich von Bethlehem öffnet sich ein Wiesental mit grünen Eichen- und Terebinthenbäumen, das man als das „Feld der Hirten" (siehe Abbildg. S. 616) bezeichnet; hier soll der Engel den Hirten die frohe Botschaft verkündet haben: „Fürchtet euch nicht! Ich verkündige euch große Freude, euch und allen Völkern; denn euch ist heute der Heiland geboren..." Bald zwei Jahrtausende sind seit jener merkwürdigen Nacht verflossen. Aber noch heute waltet über jener Stätte ein eigenartiger Zauber, dem sich kaum ein Christ entziehen kann. Hier auf dem einsamen „Feld der Hirten", unter dem blauen Himmel des gelobten Landes, offenbart sich dem Pilger das Weihnachtswunder wahrscheinlich viel eindrucksvoller als in der prunkvollen, überladenen Geburtskirche.

Weihnacht.

Von Hermann Amsler.

Nun pilgern wieder Menschen nach dem Licht. Die Morgensehnsucht hebt ihr Haupt empor. Es lastet so viel Dunkel, so viel graue Sorge auf der Menschheitsseele, daß ein unwiderstehliches Hungern nach Freudenlichtern aufbricht. Aber es ist nicht mehr ein zielloses, unbestimmtes Lichtverlangen, das jetzt Unzählige erfaßt, die früher ohne Sehnsucht waren. Sie schauen über das Zeitliche hinauf in ihrem Lichtverlangen. Wir erleben, was dieser Tage ein führendes deutsches Blatt in die Worte faßte: „Wie ein Fieberkranker in die Luft greift, so greift unsere Zeit nach Gott". Unruhig sucht es, das Geschlecht dieser Zeit, und fragt und klopft an die Türe des Unerforschlichen. In eigener Kraft will es empor, auf selbstgewähltem Pfad ins Ewige schreiten, will durch die dunklen Schluchten lastender Probleme zum Morgenlichte der Erkenntnis aufwärtsdringen. Es ist das Suchen und Versuchen des jungen Faust, hinaufzuschreiten in eigenem Können zu den Höhen der Erleuchtung.

Da braucht es immer wieder Augenblicke, in denen mit ergreifender Tatsachensprache das suchende Geschlecht daran erinnert wird, daß nicht das Suchen von unten her das heiligste und größte Erlebnis eines Menschen, ja der ganzen Menschheit schafft, sondern das Gesucht- und Gefundenwerden von oben her. Mit der Klage und den Seufzern des müdgewordenen Suchers beginnt der Faust, und mit dem seligen Gesang der Liebe von oben her klingt er aus. Das aber ist nichts anderes als der Nachklang der seligen Gesänge einer Nacht ferner Vergangenheit. Ja, jene Engel am Schluß des Faust nehmen das Lied wieder auf, das einst in der heiligen Nacht gesungen worden und seither leise durch die Jahrhunderte geklungen hat, den Sang von der ewigen Liebe, die sich herniedergeneigt zu unserm Suchen und Fragen und die das in Gnade schafft, was wir in eigenem Wollen, eigener Kraft umsonst versuchen. Man kann dies Urerlebnis in Selbständigkeitsdrang und Ungestüm abweisen, aber dann überhört man die ursprünglichsten und tiefsten Töne religiöser Erfahrung und Gewißheit. Nicht das ist das Grunderlebnis im Verhältnis zum Ewigen, daß wir die Hände ausstrecken, aufwärts, sondern daß Hände von oben her sich zu uns herniederneigen, nicht daß wir emporschreiten, sondern daß einer uns von oben her entgegenkommt, nicht daß wir unsere Altäre der Sehnsucht bauen, sondern daß Feuer von oben auf diesen Altären Flammen wecke, nicht daß wir nach oben rufen, sondern daß wir von oben her die Stimme hören: „da-